

Aus der Krimath



Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Verantwortl. Redakteur E. A. Hoffmäbler.

Amtliches Organ des Deutschen Humboldt-Vereins.

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

No. 23. Inhalt: Ein Naturforscherleben. (Fortschuz.) — *Linnæa borealis*. Mit Abbildung. — Die Waldquelle. Von A. G. — Kleinere Mittheilungen. — Witterungsbeobachtungen. **1863.**

Ein Naturforscherleben.

Keine Dichtung.

(Fortsetzung.)

Diesmal stand Adolf ein deutsches Vaterland mehr zu Gelingen, denn mit dem Boot war die preußische Grenze bei Bingen in wenig mehr als einer Stunde zu erreichen. Aber von seinem Fenster aus konnte er das Überlicher Schloss der napoleonischen Einischen „Nation“ jenseit des Rheins liegen sehen, ja er konnte beinahe auf der Flagge desselben die Streifen ihrer beiden Complementärfarben Blau und Orange erkennen. Also, auf nach Nassau!

Als er drüben war, schen ihm ein düsterer Schleier über Mainz gebrückt; die rothen Staatsgebäude, zu denen wie zu dem Hause auf der Eschenheimer Gasse der Buntstein der Triasformation den bunten Baustoff lieferete, schien ihm fast blutig.

Wie schwer kommt es uns an,emand die Thür zu weisen — muß es nicht eine viel schwere stille Last sein,emand zum Lande hinauszutwerfen?

Wie herrlich war das neue Dom! Es war ja der Vorhof des prangenden Rheingaus, und doch empfand Adolf diese zweite Ausweitung innerhalb zweier Monate viel bitterer als die erste. Würde er weniger als es der Fall war mit klarem Bewußtsein und mit ruhiger Unterwerfung unter die Folgen seiner eigenen freien Wahl seinen Standpunkt eingenommen haben — vielleicht wäre seine

Liebe zur Wissenschaft und zu seinem Volke von einem bitteren Größl getrakt worden. Es wurde ja aber eben wegen dieser Liebe verfolgt. Daß mußte ihn stöhnen. Die Ausnahme, welche die ganze naturwissenschaftliche Thätigkeit Adolfs seit seiner Quieckirung fand, ist eine lange Thermometer-Skala von der Treibhauswärme des Volksbeifalls bis zu der grünbländischen Kälte der verhaltenen Wuth derer, welchen auf Naturkenntniß beruhende Volksausklärung ein Greuel ist. In der Zeit wo Adolf Lehrer in W. war, hatte einmal einer der ungähnlichen reuflischen Heilnreiche ausgesprochen, daß er so und so lange — es war eine lange Zeit — „auf einem Prinzip herumgeritten sei.“ Die Ausklärung wurde damals veracht und dennoch — wie richtig ist der damit ausgesprochene Grundsatz! Ist sie denn nicht ganz das belobte tenax proposit? Adolf war ganz derselben Ansicht. Was er that, ruhte auf der breitesten festen Grundlage des Vorsatzes, seine ganze Kraft daran zu ver suchen, daß Volk in der Natur heimisch machen, an die Stelle der taufendfach auseinander gehenden übernatürlichen Weltanschauungen die einzige, die Menschen einander näher bringende natürliche Weltanschauung setzen zu helfen. In seinem Alter erfreut sich Adolf wenigstens der Anerkennung bei seinem Volke, daß es an seinen Na-

men die Beharrlichkeit und Einheit im Streben knüpfte. Dies half ihm schon damals am Rhein, dies hilft ihm jetzt noch tragen.

Während der Mainzer Vorlesungen war er nach Koblenz und nach Hamburg zu gleichem Zweck eingeladen worden. Dies fiel nun nach den zwei Ausweichungen weg. Man wollte „erst Gras darüber wachsen lassen.“ Es ist lange gewachsen; doch ist nicht zu sagen, ob es zuletzt zum berasten Grabhügel für diese Thätigkeitsform Adolfs geworden sein würde, denn es entschied ein anderer Umstand, da das nächste Jahr für Adolf eine Wendung brachte, welche seinen Reisevorträgen vorerst ein Ziel setzte.

Was Adolf's Vorträge in den anderen vorhin genannten Städten betrifft, zu denen noch Leipzig hinzukommt, so ist darüber wenig Besonderes zu erzählen. Namentlich in den mehr nördlich gelegenen sah man die Sache auch mehr nördlich läuft auf; am alleräußersten aber, zuerst geradezu feindfelig geschah dies in seiner Vaterstadt Leipzig. Wir schweigen aber darüber, weil einige dabei stattgehabte Vorfälle gar zu beschämend für die hante volles — wir rüfen und hier feines deutschen Ausdrucks bedienen — von Klein-Patriot sein würden.

Zu diesen 3 Vorlesungshabens war Adolf auch literarisch unzählig thätig und vollendete noch im Winter 1852 den fünften Band seines „der Mensch im Spiegel der Natur“, von welchem Buche beiläufig gesagt bis 1855 drei Bände in zweiter Auflage erschienen sind.

Müde und aufgeregter zugleich, sehnfütig nach seiner Familie und seinem Arbeitsstisch und doch mit Wehmuth vom Rheine und seinen Freunden scheidend, trat Adolf am 24. Juli des für ihn so verhängnisvollen Jahres die Heimreise an, begleitet von seiner ältesten Tochter, welche ein Jahr lang in einer befreundeten Familie am Rheine gelebt hatte.

Schon seit einiger Zeit hatte Adolf manchmal an seine ehemaligen conchologischen Arbeiten gedacht und sich dabei auch notwendig des Gesprächs mit Leopold v. Buch erinnert, welches vor früher mitgetheilt haben. Es bewog ihn dazu nicht allein seine wieder erwachende Sehnsucht nach seiner ehemaligen Lieblingsschönheit, die durch einige interessante Funde am Rhein gemacht worden war, sondern und wohl mehr noch eine kalte Erwürdigung, die wir hier mitteilen und dadurch freilich Adolf in den Augen manches strengen Fachmannes vielleicht in ein zweifelhaftes Licht stellen.

Adolf hatte mehrfach Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß ihn, den „Popularisator“, Manche über die Achsel annahmen, die ihn früher wegen seiner streng wissenschaftlichen Arbeiten mit Anerkennung als einen Ebenbürtigen betrachtet hatten. Sie sahen ihn jetzt im Buch'schen Sinne als einen „für die Wissenschaft Verlorenen“ an.

Dem beschloß Adolf entgegenguteten. Er beschloß, seine conchologischen Arbeiten wieder aufzunehmen, um, indem er sich in den Augen der Hasser der populären Darstellung der Naturwissenschaft dadurch die Wiederanerkennung als Ebenbürtiger erzwingt, zugleich seinen Wolsbüchern bei diesen Herren wenigstens ein Geltenlassen zu erzwingen.

Er schrieb daher an Leopold v. Buch: fünf Jahre lang sollte er Recht gehabt haben; nun aber fehre er (Adolf) zumutlich als verlorener Sohn wieder in die Arme der Wissenschaft zurück. Er spreche nun die Bitte aus, ihm in Berlin aus einer für die Wissenschaft bestimmten Kasse Reisegeld zu einer Reise nach Südspanien zu verschaffen, wo er für seine längst vorbereitete Fauna der europäischen

Land- und Süßwasser-Weichtiere Forschungen machen wolle.

Adolf erhielt keine Antwort. Er änderte seinen Plan, und beschloß nach Wiesbaden zu der Versammlung der deutschen Naturforscher zu reisen, um daselbst mit einem Freunde, einem den Sommer über in Heidelberg lebenden Londoner Naturforscher, darüber zu berathen, ob nicht vielleicht von der geographischen Gesellschaft in London eine Reiseunterstützung zu hoffen sei. Schon nach wenigen Wochen lebte er also an den Rhein zurück, wo er von seinem Freunde in der bezeichneten Form zwar keine, aber die besten Aussichten auf Privatbeiträge englischer Naturforscher erhielt.

Wider Erwarten wurde für Adolf diese kleine Reise in anderer Hinsicht bedeutsam, namentlich durch die Gelegenheit, die er benutzte, um mitten in dem Lager so vieler meist exklusiver Fachmänner mit alter Entscheidtheit der volkstümlichen Behandlung der Naturwissenschaft das Wort zu reden.

Um ersten Tage der Versammlung, bekanntlich immer der 18. September, stand Adolf mit drei Naturforschern vor Beginn der Sitzung auf der Wilhelmstraße vor dem Hotel der vier Jahreszeiten. Unter diesen war ein alter hochberühmter, aber etwas älterer Professor, der die halbe Brust mit Ordensternen bedekt trug. „Wir werden gleich hören, weshalb dieses hier hervorgehoben ist. Möglicherweise die Bier vom Bahnhof hier L. v. Buch auf sich zu kommen. Um diesen, einen der Großmeister der Wissenschaft zu begrüßen, stellte sie sich unvollständig in fast ordonnanzmäßige Postur, L. v. Buch, immer einen beispieligen Witz auf der Zunge versteigert sich hingetretend tief vor dem Dekoranten mit den Worten: „Ich neige mich vor dem Parlament.“ Es war anzunehmen, daß alle vier dem hingetretenden bekannt seien. Nur mit Adolf schien dies nicht der Fall. In einem passenden Augenblitke bemerkte er gegen Buch, er scheine ihn nicht wieder zu erkennen, und nannte seinen Namen. Stumme Verbeugung v. Buchs. Stolzes Zurückziehen Adolfs. Verwundertes Fragen seiner Freunde also v. Buch zu einem andern Vorübergehenden sich wendet. War daß die bis jetzt verläumte Antwort auf Adolfs Brief? Dieser erzählt den Zeugen dieses peinlichen Auftritts seine augenblickliche Begeisterung zu L. v. Buch von dem Tage an, wo dieser ihm den sonderbaren Abschiedsbesuch gemacht hatte, bis zu dem zur Zeit noch unerwidert gebliebenen Briefe. Einer davon macht sich ansichtig, die Sache auszugleichen, wobei ihm jedoch Adolf zur ausdrücklichen Bedingung macht, daß er dem Herrn v. Buch nicht zu der Meinung Adolfs geben dürfe. Adolf könnte ihm gegenüber sein politisches Partei-Ehrgesühl in die Tasse steken.

Die Versammlung nahm die ersten Tage ihren gewöhnlichen Verlauf, ohne daß eine Annäherung zu Stande gebracht wurde. Am vierten Tage schien es einen Augenblick, als solle es doch noch geschehen.

Die ganze Gesellschaft machte eine Bootsfahrt nach Niedersheim, wo bei dem Emporsteigen nach dem Niedwald, dessen reizende Aussicht weltberühmt ist, sich ein Trupp von etwa vierzig von den Lebriegen trennte, welchem Adolf als Führer diente. L. v. Buch befand sich darunter. Oben in der Oberförsterei wurde ein Frühstück eingenommen und der befürchtete Vermittler hatte es zu sagen gewußt, daß die beiden Getrennten nahe beisammen zu sitzen kamen.

Zeder Naturforscher weiß, daß es für den größten Geologen der Welt eine unbedingliche Leidenschaft war, wissenschaftliche Persönlichkeiten betreffende Anecdote zu erzählen, die oft sehr heisender Natur waren. Die eigen-

thümliche stotternde Redeweise, wobei er mehr in sich hinein sprach und dabei den Angeredeten entweder gar nicht oder mit starrer Blick ansah, machte einen eigenthümlichen Eindruck und steigerte daß Interesse des schweigenden Zuhörers, da man dem berühmten Manne gewöhnlich willig das Wort ließ. Es dauerte auch damals auf dem Niederwald nicht lange, so war in der munteren Tischgesellschaft v. Buch im Erzählten. Plötzlich erzählte er eine Geschichte, welche Adolf betraf. Er erzählte sie aber gegen seine sonstige Gewohnheit so ohne Pointe, daß sie abblieb, um so mehr als, wie ganz natürlich, v. Buch Adolfs Namen dabei nicht nannte. Aber gerade dies ließen Adolf ein günstiges Zeichen, indem er annehmen zu dürfen glaubte, v. Buch habe sich jenes Wiss nicht mehr genau erinnert, habe aber doch das Bedürfnis gesucht, ihn zu erzählen, um Adolf, der allein das Erzählte verstehen konnte, zu zeigen, daß er wieder mit ihm anknüpfen wolle. Eine kleine Bob-häufigkeit konnte dabei nicht zu Grunde liegen, weil es sich um einen sogenannten guten Wiss handelte, den Adolf, allerdings absichtslos, vor schon sehr langer Zeit einem kleinen gemeinsamen Freunde gegenüberfirst gemacht hatte. Uebrigens hatte sich vorher ergeben, daß Adolfs Brief wahrscheinlich noch gar nicht in den Händen v. Buchs war, da dieser eben unmittelbar aus Bologna von der italienischen Naturforscherversammlung gekommen war. Adolf ergänzte, als sich v. B. einmal entfernt hatte, das Erzählte seinen Freunden und diese schwäpsten in gleicher Auffassung mit ihm Hoffnung auf Beilegung der Entzweiung. Derselbe, welcher bisher schon daran gearbeitet hatte, nahm den, wie sich sehr bald bestimmt herausstellen sollte, politisch Verzweigten auf dem Rückwege ins Gebet. Aber vergebens. Nach langer Unterredung von v. B. Buch ablassend, wendete er sich wieder zu dem in einiger Entfernung mit anderen gehenden Adolf mit einem sehr starken Ausdrucke des Unwillens über Jenes. v. Buch hatte mit wahrer Wuth gegen den Demokraten gesieft und zuletzt auch noch ganz besonders an dessen „verd. demokratischen Part“ Anstoß genommen. Der Herr Berggrath v. H. aus Wien hatte ja aber einen noch viel ärgeren Part!

Man war leider der ausgeschworene Bruch da, und Adolf war es seiner Ehre schuldig, dem Abreisenden einen kurzen Brief nach Berlin nachzuschicken, in welchem er sagte, daß er in Berlin einen aus Leipzig datirten Brief von ihm vorgefunden haben werde, den er (Adolf) nach dem in Wiesbaden Vorfallenen ihn als nichtgeschrieben angesehen bitte. So stach der berühmte Naturforscher als Gegner von Adolf, ohne diesen den erbetenen und doch früher freiwillig angebotenen Beistand geleistet zu haben, zufällig an demselben Tage, wo Adolf aus seiner Reise nach Spanien in Paris einem der berühmtesten französischen Geologen, Collomb, einen Besuch mache: am 4. März 1853.

Kann auch ganz natürlich diese ultraloyale Anschauung der Größe von v. B. Buchs wissenschaftlichem Ruhm keinen Eintrag thun, am allerwenigsten in dem Gedächtnis Adolfs, so ist es immerhin zu beklagen, daß dem berühmten Manne die Würde und Duldsamkeit des politischen Urtheils ganz abging, wie wir auch schon früher auf den großen Unterschied aufmerksam gemacht haben, der in dieser Hinsicht zwischen ihm und Humboldt stattfand, mit dem er doch so nahe befreundet war.

Wenn so auf der einen Seite die erste der in Wiesbaden anwesenden Notabilitäten der Wissenschaft Adolf fallen ließ, so wurde ihm von der anderen Seite aus den untersten Schichten des Volkes eine Anerkennung zu Theil,

welche ihn für Jenes vollkommen schadlos hielt, ja in der letzten Stunde der Versammlung errang er noch, nicht für sich sondern für die volksthümliche Behandlung der Naturwissenschaft einen glänzenden Sieg.

Für je schwerer es gewöhnlich gehalten wird, von wissenschaftlichen Dingen in einer solchen Form für das Volk zu schreiben, dessen am wenigsten vorgebildete Schicht eingeschlossen, daß es das Mitgehetzte mit Genug und mit bildendem Erfolg liest, desto mehr muß dem wissenschaftlichen Volksredakteur daran liegen, mitten aus dem Volle heraus Urtheile über seine Arbeit zu hören. Ein solches erhielt Adolf in Wiesbaden über diejenige seiner zahlreichen auf Volksbildung berechneten Schriften, deren Entstehung wie vorher kennen gelernt haben und auf welche allein also auf ein kleines Verdienst um das Volk er einigermaßen stolz ist: über sein Buch „der Mensch im Spiegel der Natur.“ Es sei und gefüllt die kleine fast rührend zu nennende Geschichte zu erzählen.

Als Adolf eines Abends mit einigen wissenschaftlichen Freunden im Saale der Vier Jahreszeiten zusammen saß, stellte sich ihm ein Herr vor, welcher sagte, er sei bloß deshalb von Usingen — einem kleinen Städtchen im Schoße des Taunusgebirges — herabgekommen, um ihm (Adolf) eine Freude zu machen, dessen Anwesenheit in Wiesbaden er im Frankfurter Journal gelesen habe. Der Herr erzählte ihm, daß er auf Grund zweier Exemplare des eben genannten Buches, von welchem damals vier Bände erschienen waren, in Usingen eine kleine Volksbibliothek geschaffen habe. Wie sehr dieses Buch dem Volle zusage, gebe daraus hervor, daß es keinen Tag unbenuhrt im Schrank stehe, sondern immer in den Händen der Lefer sei. Vor einiger Zeit sei ein Arbeitermann von einem benachbarten Dorfe zu ihm gekommen und habe ihm folgende Ausrichtung vertheilt, die wir hier so in der natürlichen Redeweise wiederzugeben versuchen, wie der niedere Mann vom Lande spricht: „er solle ihm, hatte der Mann gesagt, vom Schmid Wenzel in seinem Dorfe ein schönes Kompliment sagen und wenn er nicht ein armer Mann wäre, der seine Zeit zusammennehmen müßte, so wäre er selber herein gekommen; aber so habe er ihm aufgetragen, ihm (dem Erzähler) seinen Dank dafür zu sagen, daß er ihm den „Menschen“ zum Lesen gelehrt habe und daß für Schichte er ihm als Symbolum sein Herz in Brodtig gebacken.“

Unter allen Reaktionen seiner Bücher die Adolf jemals gelesen hat, ist ihm keine wertvoller als diese naive Volkskritik, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß solchen Volkskritiken als nothwendige Halbschied die heftigste Feindschaft der freisinnigen und wissenschaftlich-ernsten Volkspädagogik vorausgegangen sein muß; denn das Volksurtheil, wenigstens das Urtheil der unteren Volkschichten bezieht sich zu vorwaltend auf die Form, und leicht läßt es sich durch eine ihm mundgerechte Form möglichst leicht ausschwärzen. Mit Vertrübschützt hört nicht selten der Volksfreund Leute aus dem Volle über alterne, auf Beduvelung des vernünftigen Urtheils berechnete, aber häblich erzählte Schreibereien, welche dabei vielleicht nicht einmal frei von Fehlern sind, in herzlichem Lob ausbrechen. Nicht umsonst nennt man das deutsche Volk ein gemüthliches; wer sein Gemüth zu packen versteht, hat meist auch seinen Verstand. Aber eben so richtig nennt man das deutsche Volk, ein Volk von Denfern.“ Dies muß und daß tröstliche Bewußtsein geben, daß in unserem Volle Gemüth und Verstand sich mehr als in anderen Völkern in einem richtigen Gleichgewicht befinden oder wenigstens daß Bünzlein

zwischen beiden leicht in die Gleichgewichtslage zu bringen ist. Wie leicht ist also die Aufgabe der deutschen Volks-schriftsteller, aber wie groß daher auch ihr Verhülfen,

wenn sie an der Lösung der Aufgabe sich entweder nicht oder im verdummenden Sinne betheiligen!
(Fortsetzung folgt.)

Linnaea borealis.

Der 24. Mai, einer der Tage der reichsten Frühlingsblüthenpracht ist auch Linné's Geburtstag. Wie könnten wir ihn für uns Blatt besser begeihen, als durch ein Bild der Pflanze, welche Linné's Namen trägt?

Die zur Ungebühr mißbrauchte Sitte, Männer und Frauen, die sich um die Naturwissenschaften legen ein Verdienst erworben haben, wenn es auch zweimal nichts weiter war als eine freundshafte Beziehung zu dem Namengeber: die Sitte solchen Männern und Frauen ein Denkmal durch Benennung einer Pflanze oder eines Thieres nach ihrem Namen zu sehen, sie ist trotz dieses Mißbrauchs geheiligt und unantastbar durch die Pflanze, welche Linné's Namen trägt.

Ich appelliere jetzt an alle diejenigen meiner Leser und Leserinnen, welche eine Pflanzensammlung besitzen, — nicht eine, die sie fix und fertig kaufen, sondern eine, die sie nach und nach durch Selbstsammeln und Zubereiten der einzelnen Pflanzen zusammenbrachten — ob sie es vermögen, bei einer Durchsicht ihres Herbariums ihrer Linnaea borealis zu begegnen, ohne Linné's zu gedenken, daß der Begründer der Ordnung in dem reizenden Chaos der Pflanzewelt? Erinnert Euch daran, daß es eine Epoche in dem allmäßigen Anwachsen Eurer gefüllten Pflanzen-Wappen bezeichnet, als Ihr das erste Exemplar dieses zierlichen Pflanzchens erhalten hattet. Und nun vollständig die Wenigen von Euch, denen es vergönnt war, die Linnaea lebendig und lebhaftig vor Euch im schattigen Bächenwalde blühen zu sehen, ihre seinen Stengel über schwelende Moospolster wie zur Ruhe hingelagert, und auf zartem fingerlangen Stiele ihr feindufendes Blütenpaar in der fröhlichen Lust des Waldbodens wiegend.

Nach Laufenden lassen sich die Thier- und Pflanzengattungen zählen, in deren Namen Menschen fortleben, keine aber ist ein so beredtes Denkmal als Linnaea borealis, bereit im buchstabilen Sinne des Wortes, denn es ist wohl nur ein forschendes Verstehen in ihre gestaltlichen und Systematischen oder physiologischen Einzelheiten im Stande, von ihr nicht an Linné erinnert zu werden, über den Theilen das Ganze, über dem Denkmal den Vermerken zu vergessen.

Ich erinnere mich noch sehr wohl eines Augenblicks aus meiner Jugend, als ich diese geweihte Pflanze zum erstenmale sah. Es mag 1823 gewesen sein, als mein Jugendfreund, Theodor Klett, der mich auch durch sein Beispiel für die Naturwissenschaft gewonnen hat, in einer alten Pflanzensammlung, die ihm sein Vater in einer Auktion erstanden hatte, die Linnaea borealis erhielt. Um sie zu sehen wurde ich mit noch einigen pflanzensammelnden Schulkameraden von dem Glücklichen beiderseits eingeladen, um neben der alten vergilbten, noch mit den alten eitigen steifen Schriftzügen geschriebenen Etikette die vom Alter gebräunte Pflanzenummierung zu betrachten. Wie beneideten wir damals den Bewor zugten! Nur diejenigen meiner Leser, welche mit der Pflanzewelt nicht persönlich verfehren, werden jetzt vielleicht lächeln, wenn ich sage, daß ich

damals in dem alten morschen Exemplare der Linnaea borealis fast eine Reliquie Linné's selbst zu erblicken glaubte.

Thunbergia, Rudbeckia, Loesplingia, Kalmia, Dodonaea, Gronovia, Gesneria, Heuchera, Halesia, Neorealmia, Rivina, Rotthoella, Moehringia, Jussiaea, Kaempferia, Lonicera, Lavatera, Sonneratia, Sherardia und viele andere Pflanzengattungen, durch welche Linné selbst seines berühmten Vorgängern und Zeitgenossen nicht minder unvergängliche Denkmale gesetzt hat — sie alle üben nicht denselben Namenzauber auf uns aus wie Linnaea.

Wer war es aber, der diese Pflanze vor allen anderen auserwählt, Linné's Namen zu tragen und dadurch ihr einen Vorsprung gab, den ihr das ganze Pflanzentreich neidisch wäre, wenn Flora's Kinder neidisch sein könnten?

Man findet in den Büchern bald Gron., bald L. als Abkürzung des Namengebers hinter dem Gattungsnamen angegeben. Das älteste bedeutende Gronovius, das L. kennen wir also schon als Abkürzung von Linné. Wenn das L. recht hat, dann hätte sich wohl Linné selbst das Denkmal gefeiert? Natürlich ist das nicht der Fall. Es müßte dann vielmehr heißen: L. Fil., d. h. Linné Sohn; denn nach des Vaters Tode 1778 folgte ihm der Sohn auf den Lehnsstuhl der Botanik in Uppsala, der wie der Vater auch Carl hieß. Aber in der That hat nicht der Sohn Linné seinen Vater durch Aufstellung und Benennung dieser Pflanzengattung geehrt, sondern es hat dies Gronovius, Rechtsgelehrter und Rathsherr in Leyden, gehan. Linné sagt dies selbst in der 1. Ausgabe seines genera plantarum, welche 1737 erschien, mit den Worten: „Linnaea auctore et. Dn. Gronovio.“

Bis dahin hatte die Pflanze Campanula serpyllifolia und Nummularia norvegica geheißen. Ersteren Namen hatte ihr Caspar Bauhin, letzteren Kylling gegeben. Sicher aber hat Linné selbst die Gattungssymbole festgestellt und dadurch nachgewiesen, daß die Pflanze weder eine Campanula noch eine Nummularia sein könne.

Da es sich jetzt nicht allein um die unterscheidenden Kennzeichen einer Pflanzengattung handelt, sondern recht eigentlich um den Namen derselben, so ist es ganz am Platze über die naturwissenschaftlichen Gattungsnamen etwas zu sagen. Vor Linné gab es noch wenig feste Gattungsnamen, ja seine ersten Arbeiten selbst fallen noch in die gattungsnamenlose Zeit. Sie erfunden zu haben, denn man kann es eine Erfindung und zwar eine sehr wichtige nennen, ist ein großes Verdienst Linné's, welches allein schon seinen Namen unvergänglich gemacht haben würde.

Alle diejenigen meiner Leser, welche sich eingemessen mit spezieller Thier- oder Pflanzentunde beschäftigen, wissen die Wohlthat fest umschreibener und mit einem bestimmten Namen benannter Gattungen zu schätzen, oder — sie wissen diese Wohlthat vielleicht nicht genug zu schätzen, weil sie den Zustand der Naturwissenschaft nicht kennen, der vor der Erfindung der Gattungsnamen herrschte. Jetzt ist das

nicht gezählte tausendgestaltige Heer der Thiere und Pflanzen mit kurzen Namenbezeichnungen in eine feste Ordnung gebannt, worin man vom Lebsten, Einzelnen in fortwährender verwandschaftlicher Zusammenfassung zu immer größeren Gruppen gelangt. Alle einzelnen Pferde fassen wir in der Art zusammen, alle den Pferden verwandten Arten in der Gattung, alle übrigen der Pferdegattung verwandten Gattungen fassen wir in der Familie zusammen, alle verwandten Familien in der Ordnung, alle verwandten Ordnungen in der Klasse. So kommen wir, unser Beispiel festhaltend, zu dem Fachwerk, welches zugleich eine Stufenleiter ist:

Art: Reitpferd, *Equus caballus*.

Gattung: Pferd, *Equus* — neben dem Reitpferd

gab man den Thieren und Pflanzen zwar wohl auch Namen, man sahte gestaltlich mit einander verwandte wohl auch in einer Art von Gattung zusammen; aber diese Zusammenfassung war keineswegs auf scharf aufgesetzte, wirklich verwandschaftliche Übereinstimmungskennzeichen gegründet, sondern bestand vielmehr oft bloß auf zufälligen Eigenheiten. Oft genug aber unterließ man sogar auch dies und benannte jede Art unbefüllt um andere, und so standen diese lose neben einander, wie wir ohne Geschlechtsnamen als Gustave und Louise und Heinrich ohne Müller und Schulze ein Chaos einzelner Personen bilden würden.

Wenn es sich um Thiere oder Pflanzen handelte, weshen das Volk einen Namen gegeben hatte, so behielt man



1. Fruchtknoten mit dem ausführenden Kelch und den beiden kräftig behaarten Deckblättern. — 2. Gespaltene Blumentrone. — 3 wie 1 im Längsabschnitt. — 4. Dasselbe im Querschnitt. — 5. Griffel. — 6. Narbe.

noch die Arten Zebra, Quagga, Osel und einige andere umschließend.

Familie: Pferde, Equina (in diesem Falle bloß von der einen Gattung *Equus* gebildet).

Ordnung: Hufthiere, Ungulata, neben den Equinen noch die Familien der Vielhäuser und Zweihäuser (oder Wiederkäuer) umfassend.

Klasse: Säugetiere.

Wir begegnen daher die Stellung des Pferdes (im engeren Sinn) im Systeme kurz und bestimmt so: daß Pferd ist ein Säugetier (Klassenkennzeichen) mit behaistem (Ordnungskennzeichen) und zwar einhüftig (Familien- und zugleich Gattungskennzeichen) Fuße, mit von der Wurzel aus langbehaftem Schweif (Artkennzeichen). Wenn wir ein Thier *Equus caballus* nennen, so weiß jeder Naturkundige in der ganzen Welt, welches Thier vor meinen.

Vor Linnaeus war das eine umständliche Geschichte. Da

diesen meist bei, entweder in der Landessprache oder latiniert, und hing ihm eine kurze Beschreibung an; oder man nahm als Namen die Familien- oder selbst Ordnungsbegriffe an und that dasselbe.

Einige Beispiele.

1. Die Weinbergschnecke nannte man kurzweg Pomatia, dies that Geoffroy noch 1767. Der Engländer Lister gab ihr 1875 folgenden (ursprünglich lateinischen) ellenlangen Beschreibungsbegriffen: „die graue eßbare Schnecke“, deren Mündung im Winter mit einem fast gypsaartigen dicken Deckel verschlossen wird.

2. Unsere weißliche Gartenschnecke hieß bei Lister „die gröhre braungestreckte und gebänderte Gartenschnecke.“

Zehe heißt seit Linnaeus *Helix pomatia*, diese *Helix* horrens, und wir wissen, daß *Helix* der Gattungsbegriff ist, die beiden anderen Wörter die Art bezeichnen.

Wer weiß welcher Naturforscher, wenn nicht Linné daran kam, die Erfindung dieser Namengebung gemacht haben und wie spät vielleicht erst dies geschehen sein würde. Eine Erinnerung an diese große Entdeckung und damit gewissermaßen eine Bezeugnissablegung für deren große Bedeutung lebt heute noch im Volkstum fort, indem man außerordentlich oft die Frage hört: „wie heißt denn der Linné'sche Name von dieser Pflanze?“ Man meint damit den Namen, den nach Linné'scher Gesetzmäßigkeit die Wissenschaft gegeben hat. Man meint damit aber nicht einen Namen, den Linné selbst der Pflanze gegeben hat; denn die Frage hört man selbst über Pflanzen, welche vielleicht erst ganz neu entdeckt worden sind. Seltner hört man diese Frage hinsichtlich der Thiere; in sofern ein Beispiel, daß in diesem „Linné'schen Name“ ein fortlebendes „Vorläuferthaus“ „*ööp'linnæs' naatuerlich' m'linnæzenetich' zunächst seine Art der Namengebung anwendete.“*

Recken wir jedoch zu Linnæa borealis zurück, zur nordischen Linnæa, zur Linnéblume, wie wir sie deutsch nennen müssen. Linné kannte sie nur als Bewohnerin Schwedens, Sibiriens, der Schweiz, Anglands und Kanadas und sagt, daß sie in diesen Ländern „in alten unfruchtbaren Nadelwaldungen mit moosbedecktem Boden“ wuchs. Seitdem hat sich das Verbreitungsgebiet der Linnéblume als ein sehr ausgedehntes erwiesen, und auch in Deutschland, namentlich in der nördlichen Hälften, kommt sie an vielen Orten vor; und zwar auffallender Weise in der flachsten Ebene, während sie in der Schweiz auf den Alpen wohnt und es doch in der Regel sehr schwer hält, Alpenpflanzen in der Ebene einzubürgern. Es ist vielleicht nicht blos Zufall, daß die Linnéblume besonders im Bereich der uns schon bekannten nordischen Kindlingsblüte vorkommt, von denen wir wissen, daß sie in grauer Vorzeit aus Skandinavien auf deutschen Boden herübergeschleift worden sind. Wer denkt nicht dabei an jene niedlichen Alpenpflänzchen, welche als Bewohnerinnen der äußersten Alpenzinnen mit den von diesen sich ablösenden Felsschollen auf die Gletscheroberfläche niederstürzen und hier ruhig weiterleben. Vielleicht kam auch die Linnéblume mit Kindlingsblüten herüber, als lange voraus verkündender Herold Linné's, des Sohnes jenes Geburtslandes der erraticischen Blöde.

Die immer sehr dünnen, wenig über füßlängen, nicht

sehr stark verzweigten Stengel oder eigentlich kriechenden Sämmchen der Linnéblume tragen gegenüberstehende einzeln kurzgestielte Blätter, welche am Rande wenige Kerbzähne haben und fast lederartig und immergrün sind. An den Spießen der kurzen Zweige erhebt sich ein 2—3 Zoll langer Blütenstiel, der sich oben gabelig teilt und zwei, selten drei gestielte nickende Blüthen trägt. Die Blüthen haben einen unverkennbaren Fruchtknoten, d. h. er steht tiefer als Kelch und Blumenkrone, welche im Gegentheile auf seiner Spitze stehen. Am Grunde des eisberigen Fruchtknotens stehen zwei kleine drüsig borstenhaarige rückige Deckblättchen (1), deren auch ein oder kleineres Paar an der Stelle steht, wo sich die beiden Blütenstiele trennen. Der Kelch besteht aus fünf etwas zusammengenägten elliptischen Lippen, welche die kurze Röhre der Blumenkrone umhüllen. Diese Krone ist halbkugelig, rüschig vorstehend, jedoch nicht ganz ebenmäßig und ist am Saume in fünf Lippen geteilt. Im Blütengrunde erhebt sich aus der Spitze des Fruchtknotens der lange Griffel (3) mit einer dreilippigen Narbe (6). Wenn man die Blumenkrone aufschneidet, so findet man an ihrer Innenseite unterwärts vier oder fünf und zwar ungleich lange Staubgefäßchen stehen (2). Die Blumenkrone ist weiß, inwendig rosenrot geäderet und behaart und verbreitet des Nachts einen starken Wohlgeruch, ähnlich wie die ulmenblättrige Spierstaude, *Spiraea ulmaria*. Die Fruchtknoten zeigt sich auf dem Längs- und Querschnitt (3, 4) dreifächerig, jedes Fach 1-2 Samig.

Was den Systemplatz der Linnéblume betrifft, so steht sie im Linné'schen Sexualsystem nicht ganz am richtigeren Stelle. Der ungleiche Länge der Staubgefäßchen wegen stellte sie Linné in die 14. Klasse, die er eben wegen dieses Kennzeichens *Didynamia*, Zweimächtige nennt. Allein die Pflanzen dieser Klasse müssen streng genommen 4, 2 lange und 2 kurze, Staubgefäßchen haben und die Linnéblume hat deren oft 5. Dagegen ist im natürlichen System ihre Verwandtschaft zu den Geißblattgewächsen, *Coriariaceae*, unverkennbar. Die Gestalt der Blumenkrone ist der mancher Geißblattpflanzen sehr ähnlich und in der Oberhäufigkeit der Blumenkrone sammt Kelch, sowie in den gegenüberstehenden Blättern zeigt sie den eigentlichen Charakter der Familie. Auch die oft vorkommende Fünfzahl und ungleiche Länge der Staubgefäßchen stimmt damit zusammen.

Die Waldquelle.

Ein Blatt aus dem Tagebuche eines Lehrers.

Von A. H.

Es ist ein sonniger Juni-Morgen. Drüben in den dunkeln Wässen des Waldes herrscht noch ein eigenhümliches Däster, weil durch daß dichte Laubbach noch kein blühender Sonnenstrahl seinen Weg gefunden hat. Weiter höher hinauf, in den Schluchten und Berggassen, wollen weiße Nebelschleier auf und nieder, die von der Gewalt der Sonnenstrahlen immer tiefer in die Bergklüte hineingedrängt werden. Die Gipfel der herlich belaubten Bergsäulen glänzen in der Morgensonne. Diese waren die Hauptzüge des Bildes, das sich auf einer Ferientreise in den Harz meinen trunkenen Blicken darbot. Und wenn dem Herzen, das von Liebe zur Natur erfüllt ist, ein solches Bild in seiner ganzen Fülle und Schönheit aufging, so

heißt es Unmögliches von dem Wanderer verlangt, daß er der schroff auftreitenden, harten und seltigen Landschaft folgen und sich nicht vielmehr hinein begraben soll in die grünen Bogen und Hallen des Waldes. Ich trete hinein in das frische, duftige Grün. Welcher Genuss! Wie fräftig wirket der frische Harzduft auf meine Brust! Wie melodisch tönt der jubelnde Morgenengel der Vogel mir ins Ohr! Wie wohlthuend ist für daß Auge der Blick in das tiefe, fastige Grün! Ich fühle ich, wie sehr Recht der Dichter hat, wenn er singt: „Im Walde mößt' ich leben zur heißen Sommerzeit.“ Aber daß Auge des angehenden Botanikers wendet sich bald ab von dem großen Gesamtbilde, das sich ihm hier darbietet; es richtet sich viel-

mehr auf die einzelnen Gestalten der Pflanzenwelt, durch deren eingehende Betrachtung er sich einen Blick eröffnen will in die äußere Gestaltung und den inneren Bau ganzer Pflanzenfamilien. Sieh da, dieses herrliche Exemplar einer Orchide! Sie ist wohl geeignet zu einer genauen Untersuchung. Darum hinein in die Botanikstrommel! Die rankenden Waldbrombeeren, die mich mit ihren Stacheln dann und wann an Beobachtung der Wald-Gefahren mahnen, lasse ich unberücksichtigt. Kenne ich doch die Arten dieser Pflanzengattung genau, so daß eine Untersuchung derselben ohne neue Resultate für mich bleiben würde. An einer besonders feuchten, schattigen Stelle sind Pilze aus der Erde „herwogeschossen“ — wie der Volksspruch so ganz der äußerer Anschauung entsprechend sich ausdrückt. Der Hut dieser einen Art sieht weißlich aus und hat einen schwachen Glanz. Ein gelblicher, trockener, fast mehliger Staub fliegt heraus, wenn ich einen dieser Pilze mit dem Fuße umstoße. Dazwischen steht da und dort der rothe, giftige Blütenpilz, der an seiner Oberfläche meist noch mit den kleinen Wärzchen bedeckt ist. Doch hinweg von diesen Paradies der Pflanzenwelt, deren Anblick für mein Auge kein erfreulicher ist. Vieten sich ihm doch noch viele andere, sündlichere und weit interessantere Erscheinungen dar, als diese unheimlichen Pilze. Der Wosseptich, auf dem ich so leicht und weich dahinschreite, ist eine solche. Das frische, ewig grüne Moos mit seinen zarten, hellgrünen Blättchen, die nur aus einer einzigen Bellentlage bestehen, und mit seinen kleinen tierischen Kapseln auf der Spire der saderförmigen Fruchtknoten, entzückt mein Auge, so oft ich es ansehe. Es gibt viel daran zu sehen und zu lernen, darum will ich ein paar Bündelchen hinzulegen zu dem schon Gesammelten.

Jetzt hinein in das dichteste Dunkel des Forstes! Diese Stille umfangt mich hier. Das ist die „Walbeinfamkeit“, von der die Dichter singen, die so wunderbar fühlend waltet auf Geist und Herz. Die Nischen des Waldes streben empor in trostiger, nie verlegender Kraft. Von den Blüthen des Waldes, den Waldblumen, haben nur wenige den Weg nach diesen dunkeln, schattigen Orten gefunden. Schweren sie sich vielleicht, ihre lichten, lieblichen Gestalten in das dunkle, geheimnisvolle Heiligtum des Waldgottes zu tragen! — Nach kurzer Wanderung trete ich aus dem flästeren Hochwald heraus auf eine lachende Waldwiese. Sonnenbeschien und warm ist sie heimlich hineingebettet in einen majestätischen Krantz erster Waldbäume. Das ist ein reiches Feld für den Botaniker! Der grüne Rasenteppich ist von der saftig, gelben Blüthe des Hahnenfußes, von der großen, rothen Blumenkronen der Wiesen-Lichtnelke, von der weißen Blüthe der Bucherblume, von der blauen, zierlich geformten des Wiesen-Schneeballs und anderen Kindern Flores in den mannigfachsten Schattierungen durchzogen. Über diesem Blumenmeer gaukelt und summt das geschäftige Heer der Schmetterlinge und Bienen und bringt fröhliches Leben in die Stille, regunglose Pflanzenwelt. Doch meines Bleibens ist hier nicht länger. Bald nimmt mich der Wald wieder in seinen grünen Hallen auf und rüttigen Schrittes strebe ich empor nach dem Kämme eines sich lang und mässig hinlagernden Höhengzuges. Da werden meine Schritte plötzlich aufgehalten durch ein Waldbüchlein, das, einem hellen Silberladen vergleichbar, sich durch den bewoosten Felsen hindurchspint. Dort scheint ein mächtiger Stein, der sich quer in den Lauf des Waldbüchs hingestohlen hat, denselben hemmen zu wollen; aber biegt am und schmiegt am, wie es ist, spaltet es sich an der steinernen Brust des Felsenstückes und hüft weiter, scherzend und

flüsternd wie ein mutwilliges Kind, bis es sich weiter unten wieder vereint und fröhlich seinen Weg forstet. Ich verfolge den Lauf des Büchlein aufwärts, und nach kurzer Wanderung habe ich den Ort erreicht, wo es aus dem fühlten Felsenloch hervorschießt — seine Quelle. Sie ist umwochert von saftigem Moos, das zur Ruhe einladed. Glühende Harzenträuter wiegen ihre zierlichen Wedel im Winde. Über mir, in den Ufern der Buche, schmettert ein Fink sein Lied. Fürwahr, ein herrlicher Ort der Ruhe und der Erquickung! Um das hier ebenfalls noch ruhigen Quelle gelagert, bemeide ich nicht den Reichen, der in den glänzendsten Hölzeln — wie sie nun auch in unserem Harz sich finden und zwar in größerer Anzahl, als es dem die Natürlichkeit liebenden Reisenden lieb ist — sich auf seidenen Polstern wiegt. —

Wie ich da saß und schaute und sann, da war es etwas in der Natur — man nennt es ein Naturgesetz —, das mit seinem ganzen Umfange nach so recht lebendig wurde in der murmelnden Quelle und in dem rießenden Büchlein. Es wird in der Naturwissenschaft viel geredet und geschrieben von dem ewigen Kreislaufe, den Alles in der Natur durchmachen müsse. Hier trat mir dieses Naturgesetz lebhafter als je vor die Seele. —

Der Gipfel des Berges, in dessen mittler Höhe ich sitze, wird troh der schon ziemlich hoch gestiegenen Sonne noch fort und fort umwallt von den weißen Schleiern des Morgennebels, der heute Morgen den ganzen Wald eingehüllt hat. Über nach und nach sängt der Nebel an zu verschwinden. Dieser Verschwinden hat unter andern Ursachen auch darin seinen Grund, daß die kleinen Wäschelässchen, aus denen der Nebel besteht, sich an die fahlen Blätter der Bäume oder an die schwanken Halme des Gras, die ebenfalls kalt sind, anlegen, und in hellen, klaren Tropfen unserm Auge sichtbar werden. Die Leute, die am Morgen durch den Wald gehen, sagen dann: „Es hat gehaut.“ Das beim Fallen des Thaues gewöhnlich ein ganz bedeutender Wässer-Niedergang stattfindet, geht daraus hervor, daß das Gras oft so feucht ist, als wäre es mit Wasser bespritzt oder als habe es geregnet. Wenn man nun über einen so behaut gewesenen Rosenthal geht, nachdem der warme Sonnenschein etwa drei Stunden darauf sein Werk getrieben hat, so merkt man wenig oder gar keine Feuchtigkeit. Wohin ist diese gekommen? Ghe die Sonne so hoch stieg, daß sie die Thautropfen bedeutend erwärmen konnte, ist ein großer Theil derselben an den aufrech stehenden Grashalmen herniedergesetzt und ist in die Erde eingedrungen. Der andre Theil der Thautropfen ist von den Sonnenstrahlen erwärmt und in Folge davon als unsichtbarer Wasserdampf in die Höhe gestiegen, um vielleicht in der nächsten Nacht sich wieder als Thau auf die Blätter und Grashalme zu legen und seiner größeren Menge nach in die Erde eingezogen. In dem fühlten Schöpfe der Erde — der von so vielen als eine Stätte ungesäubter Ruhe angesehen wird, wie wir aber sehen werden nicht mit vollem Recht — regt sich's nun unermüdblich. Die eingedrungenen Wassertropfen sieden langsam, aber stetig tiefer und tiefer. Nur wenige Gegenstände vermögen ihnen zu widerstehen. Sie durchdringen die festeste Erd schicht — die Sandlager sind ihnen so recht geeignet zum ungehinderten Durchpassiren — selbst der härteste Kalkstein in vermag ihnen kein unüberwindliches Hinderniß entgegenzustellen. Aber das Wasser will diese Reise nicht gern allein machen — es sehnt sich nach einem Gefüchten. Da findet es denn fast überall, wohin es kommt, einen Verwandten. Dieser Verwandte ist die Kohlensäure. Die Verwandtschaft der Kohlensäure und des Wassers

führt daher, daß der eine Hauptbestandtheil des Wassers, der Sauerstoff, auch den einen Hauptbestandtheil der Kohlensäure ausmacht. Als so nahe Verwandte haben denn natürlich die Kohlensäure und das Wasser das Vereinete, sich mit einander zu vereinigen, und da nun das Wasser fast überall in der Erde Kohlensäure antreibt, so entsteht durch die Vereinigung der beiden Stoffe Kohlensäurehaltiges oder Kohlensaurer Wasser. An dem kohlensauren Wasser sieht man recht deutlich, daß die Vereinigung stark macht. Vor der Verbindung mit der Kohlensäure war es dem Wasser nicht möglich gewesen, einen Körper, den es auch hat überall auf seiner Wanderung antreibt, nämlich den Kalk, aufzulösen — nach der Umwandlung des reinen Wassers in kohlensaurer Wasser ist ihm die Auflösung des Kalkes möglich geworden. Das kohlensaurer Wasser löst nun auch wirklich Kalk in sich auf, und aus der Verbindung des kohlensauren Wassers mit Kalk entsteht kalkhaltiges Wasser. Dieses kalkhaltige Wasser wird so lange in die Tiefe der Erde hineindringen, bis es auf eine Gesteinsfläche stößt, die es nicht durchläßt. Dieses Amt übernehmen gewöhnlich die Thonlager. Der Thon hat nämlich die Eigenthümlichkeit, daß er kein Wasser durch sich hindurchdringen läßt. Stößt also das in die Tiefe stürzende Wasser auf Thonflächen, so sammelt es sich auf diesen an. Da nun von oben her ein ununterbrochener Zufluß stattfindet, so muß es natürlich sich nach der Seite hin ausdehnen. Es folgt dem Laufe der Thonflächen und da, wo diese zu Tage tritt, begreift auch das Wasser das Tageslicht wieder und zwar als Quelle.

Bei dieser Umwandlung des Wasserbläschen, daß im Nebel schwimmt, in fühlles Quellwasser ist aber der Kreislauf derselben noch lange nicht beendet. Es muß noch weiter. Es muß nun auch seinerseits wirksam werden und seine Kräfte anwenden in der großen Werkstatt der Natur.

Tröpflein muß zur Erde fallen,
Muß das ganze Baumwesen neigen,
Muß mit Quellen weiter waschen,
Muß das Fischlein auch erzögeln,
Muß im Bach die Mäuse schlagen,
Muß im Strom die Boote tragen.
Und wo wären denn die Meere,
Wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

Kleinere Mittheilungen.

Die Bildung des Indigo. Dr. Schauß, ein bekannter englischer Gelehrter, hat das Vortheil des Indigo im Wald, Iasias tinctoria, näher studirt. Er hat gefunden, daß derselbe in einem hellen und kalten Wasser, in Alkohol und Äther löslichen Körper, das Indican enthält, aus dem durch Kochen mit Quecksilberäure Zucker und Indigotin gebildet werden. Durch längeres Kochen wird daneben Indigoxyd erzeugt; durch Bänderung entsteht Indigowein, das nun an der Luft zu Indigoblau wird, daneben aber auch Indigobraun und andere Stoffe. Man sieht, daß hier ein sog. Glucosid, d. h. einer von der Klasse von Körpern vorliegt, die durch Behandlung mit Säure, durch Bänderung u. s. w. in Zucker und andere einfache organische Verbindungen gespalten werden. Dahin gehört einmal der Saccharose, der mit Säure und durch Bänderung Galaktose und Zucker gibt, der gelbe Farbstoff des Quercitronlade, das Quercitrin, das in Zucker und den beiden gelben Farbstoff Quercetin zerfällt, endlich das Xanthin aus dem Krapp, ein gelber Körper, der beim Bändern des Krappes und bei der Garanciabereitung ebenfalls Zucker und Krappfarbstoff, Alizarin, bildet, und so noch andere Stoffe mehr. Es scheint fast, als ob die wichtigsten organischen Farbstoffe alle dieser Klasse der Glucoside entstammen. (Bresl. Ges. Wl.)

Endlich treffen wir das Tröpflein im Meere wieder, wohin uns die Phantasie des Dichters so zauberhaft schnell geführt hat. Wollten wir jetzt aber seine Bestandtheile untersuchen, so würden wir in ihm nicht mehr den frischen, klaren Tropfen der Quelle, mit Kohlensäure und Kalk zu kalkhaltigem Wasser verbunden, wieder erkennen. Die Sonnenstrahlen, die fort und fort auf dem Spiegel des Bächleins, des Flusses, des Stroms, den das Tröpflein nach und nach durchflossen hat, brannten, haben durch ihre Wärme ein Entzweien der Kohlensäure bemerk. Dadurch ist dem Wasser das Frische, Kräftige und der eigenthümliche, fast prickelnde Geschmack genommen, wodurch es sich als Quellwasser auszeichnete. Der Kalk hat sich zu Boden gesetzt und ist zu Blutschlamme umgewandelt worden. An die Stelle aller dieses Verlorenen ist manches Andere getreten, z. B. ein bedeutender Gehalt an Salz.

Ist sein Kreislauf nun zu Ende, da es endlich versammelt ist zu der gewaltigen Wassermasse des Oceans? Glimmermeher! Soll es einen Kreislauf gemacht haben, so muß es ja wieder zurückkehren zu der Form und zu dem Orte, von wo es ausgezogen ist, zu der Form der Wasserbläschen in der Luft, und den Nebel bilden. Da hilft denn die Sonne nach. Sie verwandelt durch ihre Wärme einen großen Theil des Meerwassers in Wasser dampf, der aus Wasserbläschen besteht. Die Wasserbläschen steigen empor zu schwindelnder Höhe und segeln, von den Lustströmen getrieben, in dem Luftmeere dahin. In den mannigfaltigsten Gestalten verkörpern sie sich wieder. Sie tränken als erfrischender Regen die Felder oder sie vernichten als Hagelblömer die Hoffnungen des Landmannes, oder sie begraben im laufenden Schneesturm den einsamen Wanderer. Zimmer und immer aber steigen sie wieder als Wasserbläschen in die Höhe, und vielleicht hälften sie nach langer Zeit wieder als Nebel den Gipfel des Berges ein, an dessen Fuß sich, legen sich als Thauwolken auf die schwanken Grashalme, steigen hinab in die dunkle Tiefe und treten endlich als klare, frische Waldquelle wieder zu Tage und beginnen ihren Lauf aufs neue.

Während ich solchen Gedanken nachhing, war die Stunde verflossen und die höher steigende Sonne mahnte mich zum Aufbruch. Noch einen vollen, fröhlichen Trunk schwöpfe ich aus der süßen Waldquelle und setze erfrischt und gestärkt meine Wanderung fort.

Witterungsbeobachtungen.

Nach dem Pariser Wetterbulletin betrug die Temperatur um 7 Uhr Morgens:

St.	Wetts.	Marz 23.	Marz 24.	Marz 25.	Marz 26.	Marz 27.	Marz 28.
in	°R	°R	°R	°R	°R	°R	°R
Brüssel	7,7	7,4	8,0	8,3	7,9	9,0	9,0
Grenoble	10,3	7,5	8,6	11,3	8,7	8,1	12,6
Genf	9,4	8,5	9,4	—	9,8	9,8	9,8
Genove	10,9	8,8	7,9	9,0	10,0	9,3	10,2
Paris	8,6	7,7	7,7	8,3	7,7	7,1	8,3
Strasburg	10,0	9,9	9,1	9,3	8,6	8,8	10,0
Wurtschaff	13,0	14,2	14,6	13,0	11,5	10,8	12,3
Wurtsch	9,1	10,2	7,5	9,4	9,7	8,9	7,0
Würzburg	17,8	19,5	18,4	19,2	17,6	17,4	12,0
Zürich	13,6	14,4	17,8	11,9	13,6	13,0	12,0
Tutzing	12,4	12,5	11,2	11,6	11,6	11,6	11,2
Wien	10,0	8,8	11,1	12,4	9,0	8,2	10,6
Wostau	2,0	5,4	8,0	5,9	7,2	9,1	11,5
Uetersch.	2,9	2,4	5,1	6,0	7,3	8,3	7,6
Stockholm	5,3	3,4	4,5	4,7	4,6	—	6,1
Amsterdam	—	—	7,6	8,8	7,7	9,8	8,7
Zerrieg	5,5	8,6	8,1	6,8	5,0	6,9	7,4